Nr. 379. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Sonnabend, 27. Juli 1912

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Delitzsch und der Militärpfarrer.

T. K. Der Berliner Assyriologe Geheimrat Professor Dr. Friedrich Delitzsch hatte den Spandauer Lehrern drei Vorträge über Babel und Bibel gehalten, denen ältere und neue Ergebnisse der Grabungen im Osten zugrunde lagen, und die in praktische Forderungen und Wünsche für die Gegenwart (Religionsunterricht in der Schule usw.) freimütig und würdig ausklangen. An der Spandauer Garnisonkirche amtet ein jüngerer Militäroberpfarrer und Konsistorialrat Strauß, ein temperamentvoller und intelligenter Gottesmann. Delitzsch in Spandau — diese Tatsache empfand der Konsistorialrat als frevlen Einbruch des Wolfs in seine Herde, die wie jede Gemeinde eines Militärpfarrers aus Soldaten und Zivilisten besteht. Der Apologet des Väterglaubens wollte den ungläubigen Neuerer zurückschlagen. Nicht den Kopf in den Sand stecken wollte er, wie der Vogel, dessen Namen er trägt, um dem Jäger zu entgehen, nein, er nahm tapfer mit Delitzsch, dem Gelehrten von Weltruf, den Kampf auf. In der Form von „Abendgottesdiensten" hat Herr Strauß durch zwei kritische Gegenvorträge von der Kanzel seiner Garnisonkirche mit Delitzsch gepaukt. Jathopredigten in der Soldatenkirche werden disziplinarisch bestraft, Vorträge gegen Delitzsch sind in der Soldatenkirche zulässig; kirchliche Minoritäten bedürfen des „Schutzes", wenn sie orthodox sind — kirchliche Minoritäten werden vergewaltigt, wenn sie liberal sind! Dies Einmaleins aus der Hexenküche ist den Brüdern auf der „Rechten" geläufig, so fordert es ihr „Gewissen" und das Heil der Kirche, sonst wären sie „stumme Hunde" usw. Herr Strauß machte sich seine Aufgabe leicht; aber er wurde gestellt. Friedrich Delitzsch erschien, wie wir seinerzeit berichteten, noch einmal in Spandau und übte an seinem Kritiker eine Kritik der Kritik, die inzwischen als „Ernste Fragen" im Druck erschienen ist. Geheimrat Delitzsch hat die Vorsicht geübt, die beiden Kanzelvorträge seines konsistorialen Gegners durch einen jungen Assyriologen stenographieren zu lassen; diese Nachschriften wurden Herrn Militäroberpfarrer Strauß zur Durchprüfung vorgelegt und in mehrstündigen Besprechungen von Strauß erweitert, korrigiert, modifiziert und dann von ihm als richtig und zuverlässig anerkannt. Delitzsch verfügt also in seiner Erwiderung über unanfechtbares Material.

Die Nachprüfung der Straußschen Kritik durch Delitzsch ist für den Militärpfarrer zu einer entschiedenen Niederlage geraten. Delitzsch hatte zum Beispiel dargelegt, daß im Punkte der Ehescheidung das Gesetzbuch des Hammurabi über der Gesetzgebung Moses stehe. Strauß entgegnete, Delitzsch wolle alles natürlich erklären als einseitiger Rationalist. Statt seiner Militärgemeinde nun wirklich das Material von Delitzsch zur Prüfung vorzulegen, sprach er von dem Frieden, den die Bibel in seine Seele träufelte, sprach er dem Gegner das religiöse Verständnis für das Alte Testament ab und ging mit dem erhebenden Gefühl von der Kanzel: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Delitzsch! Dafür wird er von Friedrich Delitzsch öffentlich zurückgewiesen: „Wäre ich nicht ein Christ, der sich zu den Lehren und dem Vorbilde Jesu bekennt, und darum sich scheut, Böses mit Bösem, Scheltwort mit Scheltwort zu vergelten, so würde ich solch schweren Mißbrauch meines Namens mit dem gebührenden Worte brandmarken. Indes, ich meistere meinen Unmut und will mich gegenüber solch wahrhaft blindem Eifer damit trösten, daß meine eigenen Aufstellungen, die ich jetzt seit zehn Jahren vertrete, sehr wenig anfechtbar sein können, wenn Herr Strauß sich gezwungen sieht, bei anderen Assyriologen große Anleihen zu machen, um eine Sache gegen mich zu finden . . ." Erstaunliche Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit muß sich Strauß von Delitzsch Punkt für Punkt (nach dem von ihm selbst gebilligten Manuskript) nachweisen lassen.

Unterscheidet Delitzsch die Strafjustiz der Babylonier von der gröberen Rechtspflege der Assyrer, so setzt Herr Strauß wohlgemut für die Assyrer die jüdische Thora ein, um die Bibel gegen Babel für das massive Verständnis seiner Hörer ausspielen zu können; er verwechselt auch im Gesetzbuch des Hammurapi die Leibesstrafe der Wiedervergeltung mit ihrer Anwendung als allgemeiner Strafart. Er behauptet kühn, die israelitische Frau habe bei Ehetrennung vom Manne Scheidegeld erhalten, während es sich nur um einen Scheidebrief handelt; die babylonische Frau dagegen erhält bei Ehescheidung außer ihrer Mitgift noch eine hohe Summe, so daß die babylonische Ehescheidung außerordentlich erschwert war. Ebenso verhält es sich mit Straußens Kritik des babylonischen und des jüdischen Ruhetages; seine Kanzelrede stellte den Sachverhalt, den Delitzsch mit Sorgfalt vorgetragen hat, auf den Kopf und führt die Gemeinde der Kirchgänger in die Irre. Recht eigentümlich ist seine Bezeichnung der Theologie als „Glatteis", auf das sich Delitzsch nicht begeben solle. Den in der Bibel forschenden Gelehrten nennt er wiederholt einen „Rationalisten", Religion und Theologie weiß er also nicht zu scheiden, und die unbestechliche Forschung der Wissenschaft mittels der ratio, der denkenden Vernunft, ist ihm verdächtig. Delitzsch solle von der Theologie „die Hände lassen", spottet ein Pfarrer, der — selber die Hände nicht von der Assyriologie lassen mag, und das einem Gelehrten gegenüber, der seit vier Jahrzehnten nicht nur die Keilschriften liest und zweimal im östlichen Grabungsgebiet war, der ebenso im Alten Testament forscht, einzelne Teile desselben kommentiert hat und regelmäßige akademische Vorlesungen darüber im Rahmen der Universität abhält! Wird solche Großmannssucht im brandenburgischen Konsistorium gezüchtet, dem der Militäroberpfarrer angehört?

Delitzsch hatte von den Gewissenskonflikten der Lehrer gesprochen, die immer noch im Schulreligionsunterricht gezwungen sind, Dinge zu lehren, welche sie nicht glauben, und er hatte sich dabei auf die kürzlich veröffentlichten Vorlesungen des feinsinnigen Friedrich Paulsen über Pädagogik, die Paulsens Testament bedeuten, bezogen. Munter versichert Herr Strauß, er sei klar über das, was ihm die Bibel an Kräften des ewigen Lebens gibt, und er wisse nichts von den Gewissensqualen der Lehrer. Unkenntnis aber ist niemals ein Freibrief — Strauß ist doch sonst, wie er sich selbst bescheinigt, „hellhörig": er macht sogar zu der berühmten Jesajastelle von der jungen Frau, die den Immanuel gebären soll, zu dem Vers von dem mannbaren Weibe (nicht „Jungfrau") die naive Glosse: „Da mag Jesaja sagen was er will, gemeint hat er es auf jeden Fall messianisch . . .

Eine Auseinandersetzung mit Delitzschs Vorträgen versprach Strauß der evangelischen Garnisongemeinde in Spandau, „und zwar auf Grund der Keilschriftenurkunden selbst" — wobei zu bemerken ist, daß in dem Wörtchen „selbst" eine fast beleidigende Mißtrauenskundgebung für Friedrich Delitzsch liegt. Wie Hochmut aber vor den Fall kam, das werden die Spandauer und die Berliner nun aus der lebhaften und ernsthaften Broschüre von Delitzsch ersehen.

Der Kampf um die Macht in der Türkei.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 27. Juli.

Die Lage ist seit gestern morgen unverändert, die Gegensätze sind unvermindert. Die Komiteepartei ist entschlossen, in der Frage der Kammerauflösung nicht zurückzuweichen. Andererseits besteht die Militärliga auf der Auflösung der Kammer. Vom „Lamin" und „Hakk" werden Loyalitätserklärungen der Offiziere des 7. Korps in Uesküb und der an der griechischen Grenze stehenden Truppen veröffentlicht. Eine Aenderung der Lage ist, wenn auch nur allmählich, nicht ausgeschlossen. Die Anhänger der „liberalen Entente" werden ungeduldig, weil infolge der Ablehnung des Ministeriums des Innern durch Ferid das Kabinett unvollständig sei und mit der Vorlegung eines Programms zögert. Auch die „liberale Entente" betrachtet die Lage mit Besorgnis. Lutfi Fikri beschwört im heutigen „Teeminat" die Komiteepartei, in der Auflösungsfrage nachzugeben. Die Stimmung im Publikum ist sehr ruhig. Es steht der heutigen Kammersitzung mit Gleichmut entgegen.

Die Herren von Prischtina.

(Von unserem Korrespondenten.)

Uesküb, 25. Juli.

Das Korpskommando der türkischen Armee in Albanien hat infolge der treulos ihre Fahnen verlassenden Truppen das Feld räumen müssen. Nach kurzer Station in Merifowitsch kehrte das Kommando der größtenteils zu Meuterern gewordenen Operationstruppen nach Uesküb zurück. Unmittelbar darauf trafen die Sieger, die Rebellenführer, im Triumphzuge in der alten historischen Stadt Prischtina ein. Sie konnten nun guten Mutes ihre unfreiwillige Sommerfrische in den ungastlichen Bergen verlassen, denn wer konnte ihnen noch entgegentreten? Von den tapferen Albaniern unrringt, von den tapferen nationalen Soldaten beschirmt, können die ehemaligen Rebellen stolz erhobenen Hauptes jeder Autorität trotzen. Nun ist die Reihe an sie gekommen und man darf erwarten, daß diese nie dagewesene Gelegenheit auch auf eine nie dagewesene Art ausgenutzt werden wird.

Also man versammelt sich in Prischtina, der althistorischen Stätte, wohin auch die bereits ernannte Spezialkommission aus der Hauptstadt gebeten worden ist, das heißt, daß die albanischen Größe deren Vorschläge gnädig anhören, sie prüfen, Kritik und Gegenreden vom Stapel lassen und schließlich mit wuchtigen Worten ihre Forderungen stellen werden. Wenn diese nicht erfüllt werden, dann steht die Drohung: „Die Albanier ziehen nach Uesküb!" vor der Ausführung.

Es ist aber anzunehmen, daß die Spezialkommission, die unter der Führung des Senators und Albanierseniors Reschat Akif Pascha steht, es auf diese letzte Konsequenz nicht wird ankommen lassen, sondern den landesüblichen Basalyk versuchen wird: der eine bietet, der andere räumt die Hälfte ein, dann kommen beide Parteien sich immer um ein Quentchen entgegen, bis sie endlich einig sind, und der Handel als geschlossen anzusehen ist. Allerdings werden die Regierung und die Türkei die ihnen getreuen albanischen Untertanen schon recht verwöhnt haben, vor besonders weitgehenden Forderungen stehen, so zwar, daß man sagen kann, daß die Resultate der Kommission in Albanien für die nächste Zukunft der Türkei von einschneidender Wirkung sein werden. Denn die feste Mauer Albanien, welche die Türkei stets vor den beutegierigen Nachbarn

Anekdoten.

Von [Nachdruck verboten.]

Arnold Höllriegel.

Die Gesellschaft, die einer unserer Freunde da neulich in ein Vorortrestaurant zu einem und dem anderen Glas Bier geladen hatte, war sommerlich bunt. Strohwitwer, Junggesellen. Leute, die einander während der winterlichen Hetzjagd immer nur bei geschäftlichen Konferenzen begegnen, im Cafe oder bei einer Premiere. Und es war heiß. Schwer, eine gesellige Brücke von einem zum anderen zu schlagen. Wir wußten nicht wie, aber auf einmal erzählte alles Anekdoten. O, keine jüdischen Witze. Selbsterlebte, lauter höchstselbsterlebte Begebenheiten.

Der Kavallerist, unser Wirt, sprach vom Orient. Von der Frau des Khediven, die im Park des Schlosses von Kairo plötzlich mit der europäischen Favoritin zusammentrifft, die sie haßt. Die Khedivа kann sich in seiner europäischen Sprache verständigen, oder doch nur, wenn sie haßt. Sie geht auf die schöne Fremde los, zeigt auf sich selbst und sagt stolz: „Je Khediva. Und dann mit einem mörderischen Fingerzeig auf die Favoritin: „Te Cocotte!

Und Geschichten vom alten Regiment. Von dem Kommandeur, der nach dem Liebesmahl alarmieren ließ. Und wie das dann ausgefallen ist.

Ha, da schnappt ein anderes Mitglied der Tafelrunde ein. Auch in seinem Regiment hat es Käuze gegeben, o ja. Da war der Major: wenn er verreisen wollte, hielt er vorher mit seinem Burschen Generalprobe ab. Der Herr Major setzte sich auf den Diwan, das war der Zug. Und auf der ersten Zwischenstation mußte nun der Bursche aus seiner imaginären dritten Klasse herbeistürzen und fragen, was der Herr Major befehle. Der Herr Major befahl ein Glas Bier. Der Bursche stürzte zum Büfett, das heißt in die Küche. In zwei Minuten mußte das Bier da sein. Dann Abfahrt, Ankunft. Schnell, ein Auto! Der Bursche rollte den Klubsessel herbei und machte Töfftöff!

Der Theatermann war unruhig geworden. Das Reisen ist seine Spezialität. Und er berichtet, wie er einmal den Hofzug des Kaisers von Oesterreich zum Halten brachte, weil er nach Budweis mußte. Die Tournee hätte sonst einen Tag verloren. So etwas sieht sogar der Reisemarschall eines Kaisers ein.

Plötzlich sagt ein sarkastischer Mensch in der hintersten Ecke, der aber eben selbst Anekdoten erzählt hat, höchstselbsterlebte:

„Ist ja alles Unsinn. Jeder Mensch will gerade pointierte, bedeutungsvolle oder doch lustige Dinger persönlich mitgemacht haben. Warum schneiden wir alle so auf!"

Keiner wird ungehalten, weil es heiß ist und weil jeder eingelne ein schlechtes Gewissen hat. Das wird lachend konstatiert.

„Meine Herren," sage ich, „aber warum haben wir sechs schlechte Gewissen? Ja, ist nicht wirklich jede einzelne Anekdote, die wir gehört haben, selbst erlebt? Sie, Mann von der Kavallerie, mögen vielleicht nicht befoffen auf dem Gaul gehangen haben, Sie, Direktor, sind vielleicht doch nicht mit dem Hofzug nach Budweis gekommen, sondern halten nur die Absicht — ja, macht das etwas aus? Sie haben uns eine prägnante Reitergeschichte erzählt. Sie eine prägnante Tourneegeschichte. Liebesmahl — Tournee, kurz zusammengefaßt, ins Taschenformat gebracht. Der Hut, den wir tragen, ist nicht ein echter Teil unseres Körpers, aber er wird es. Sehen Sie sich unsere Hüte doch an. Ich sehe einen bürgerlichen, einen phantastischen, einen methodischen, einen korrekten, einen temperamentvollen Hut. Warum sollte nicht eine an sich fremde, meinetwegen im Laden gekaufte Anekdote ebensoviel Echtes aus sich spiegeln? Wir haben sie im Kopfe getragen, den Hut nur auf dem Kopf. Eine Anekdote, die einer oft erzählt, wird ein Teil unserer geistigen Personalfestten. — — —"

„Da fällt mir eine Geschichte ein!" sagte der Kavallerist. „Unser Rittmeister hatte seine Manöverefletten immer in einer ganz vorschriftswidrigen riesigen Kiste — —"

„Lieber Freund," sagte ich, „die Geschichte habe ich erst siebzehnmal gehört. Sie ist sehr spannend. Ich weiß. Sie halten selbst auch eine vorschriftsmäßige Kiste. Und da sagte der Rittmeister — aber warum um Himmelswillen beginnen Sie achtzehnmal in drei Wochen mit der Pointe? Sehen Sie, das ist der Fluch wirklich guter Anekdoten: kein Mensch kann sie erzählen. Das Wesentliche hervorsprudeln, das ist keine Kunst."

„Anekdoten sind überhaupt keine Kunst," sagte der Nörgler von vorhin.

„Doch!" sagte ich. „Denken Sie an Bocaccio, an die Königin von Navarra. Aber freilich, heute werden nette kleine Epifoden, gutgeschlissene Fensterchen aus dem Inneren der Zeit, nicht mehr mit soviel Sorgfalt und Liebe und Stil behandelt. Und doch, ich habe etwas zum Zeigen mitgebracht, was in dieses Gespräch passen mag."

Das kleine Buch, das ich aus der Tasche zog, durfte jeder ansehen. Bücher sind dazu da, angefaßt zu werden. Aber bei diesem herrlichen kleinen Bande war es eigentlich schade. Kann durch Druckerschwärze ein Juwel entstehen? Das Buch ist ein Juwel.

„Sehen Sie sich das Ding gut an. Diese Ausstattung, diese kostbaren Radierungen von Ferdinand Schmutzer — alles als äußere Form einer Anekdote. Der Erzähler dieser Anekdote „Die Hirtenflöte" ist freilich — habt acht! — Arthur Schnitzler. Der wackere neue Deutsch-österreichische Verlag hat der Welt einmal zeigen wollen, wie man Anekdoten vorträgt."

„Was für eine Anekdote?" fragte der Kavallerist.

„Kein Mensch kann die Anekdote eines anderen nacherzählen. Ich versuche es gar nicht. Ich skizziere. Also da ist ein Gatte. Er sagt seiner Frau: ich halte dich nicht, gehe hinaus, sobald dich etwas lockt. Und Dionysia hört eine leise Hirtenflöte und geht ihr nach, ins Freie. Immer weiter. Sie geht durch das Leben eines Fabrikherren hindurch, durch das Feldlager empörter Proletarier, geht an der Seite eines gräflichen Helden durch eine Schlacht. Aus einem mordverdurchtobten Königsschlosse kehrt sie endlich heim. Ihr Gatte hat ihr die Tür offen gelassen. Da wendet sie sich für immer von ihm. Das Wort des Vorwurfs, das er ihr nicht sagt, fehlt ihr. Die Frauen wollen keine milden und verzeihenden Männer. Eine Anekdote. Nichts weiter. Aber der klarste Sprecher von heute hat sie erzählt. Ein gleichbedeutender Künstler hat sie illustriert. Sehen Sie Dhonisse im Park. Kennen Sie ein illustratives Bild von diesem absoluten Wert? Das nenne ich Anekdoten erzählen!"

Jemand blätterte in dem herrlichen, grünen Büchlein.

„Ja, Schnitzler!" sagte der Theaterdirektor.

„Sie wollen sagen — das ist Schnitzler und wir sind ein Biertisch. Aber ich sehe intelligente Menschen, Kunstfreunde, Schriftsteller an diesem Tisch. Jeder hat eine köstliche kleine Anekdote — warum versuchen wir dieses Literaturwerk, das wir nicht drucken lassen, aber so oft vortragen, nicht kunstreich zu gestalten? Warum, wenn wir die Geschichte zum vierzehnten Male zum Besten geben, warum denken wir nicht: beim dreizehnten Male war diese Stelle nicht abgerundet, jene nicht klangvoll? Warum lügen, kurz warum dichten wir nicht noch ein bißchen mehr beim Anekdotenerzählen? Wenn ein kultivierter Mensch aus seinem Leben erzählt, so muß er nicht die Wahrheit sagen, aber, zum Donnerwetter, gut muß er erzählen. Nicht jedes Leben kann ein Kunstwerk sein, aber jeder muß sich und anderen sein Leben als ein Kunstwerk vorstellen können."

„Wozu überhaupt Anekdoten," fragte der Jurist. „Ich finde, es ist ein Notbehelf für Abende, an denen man so müde ist wie an diesem heißen Juliabend."

„Nein!" sagte ich. „Wenn Leute aus verschiedenen Sphären zusammenkommen, sollen und müssen sie Anekdoten herumreichen — nette, kleine Warenproben aus ihrem eigenen Milieu. Daß bei Musterkollektionen etwas geschwindelt wird, ist begreiflich. Der Happen, den der Jurist dem Kavalleristen, der Theatermann dem Buchdrucker, der Schriftsteller dem Ingenieur als Kostprobe vorsetzt, wird immer ein bißchen anders schmecken, als der alltägliche Rest des Gerichts. Aber nett serviert müßte er werden. Es geht um die